

Die getrennten Ostkirchen mögen dem Antrieb der göttlichen Gnade folgen und zur vollen Gemeinschaft der katholischen Kirche gelangen. Allgemeine Gebetsmeinung für November 1966.

1. Eine unbefangene Prüfung des Wortlautes dieser Gebetsmeinung kann das Mißverständnis hervorrufen, die getrennten Ostkirchen — getrennt vom Apostolischen Stuhl, nicht von Christus — sollten zur vollen Gemeinschaft der römisch-katholischen Kirche „zurückkehren“ und sich mehr vom Antrieb der Gnade inspirieren lassen, als ob es da bei ihnen nicht ganz stimmte. Diese Vorstellung würde dem Sinn von Papst Johannes XXIII. widersprechen, der eine allmähliche Wiedervereinigung der Ostkirchen mit Rom durch eine Rückkehr der lateinischen Kirche zum reinen Urbild der Alten Kirche erhoffte und einleitete, ein Weg, der symbolisch von Papst Paul VI. durch die Begegnung mit dem Ökumenischen Patriarchen Athenagoras I. auf dem Ölberg zu Jerusalem dargestellt wurde, auch in dem sorgsam gewahrten Zeremoniell der Gleichberechtigung. Legt man weniger unbefangen, dafür aber besser unterrichtet die Abschnitte 14—18 des Ökumenismusdekretes über „die vom Apostolischen Stuhl getrennten orientalischen Kirchen“ zugrunde, so ergibt sich zweifelsfrei, daß die „Wiederherstellung der vollen Gemeinschaft zwischen den orientalischen Kirchen und der katholischen Kirche“ der Sorge aller anempfohlen wird, die diese Gemeinschaft suchen (14, 4). Alle, die sich um ihre Wiederherstellung bemühen, müssen dem Antrieb der göttlichen Gnade folgen. An die römische Adresse wendet sich z. B. diese Mahnung: Die vollkommene Beobachtung der ostkirchlichen Tradition, im Bewußtsein der notwendigen Einheit der ganzen Kirche die autokephalen Kirchen nach ihren eigenen Traditionen zu regieren, wie sie der Geistesart ihrer Gläubigen am meisten entsprechen, sei ein Prinzip, „das nicht immer beachtet worden ist; es gehört zu den Dingen, die zur vollen Wiederherstellung der Einheit als notwendige Vorbedingung durchaus erforderlich ist“ (16).

Wie notwendig es ist, wieder daran zu erinnern, zeigte unlängst ein sorgenvoller Leitartikel der „Istina“ aus der Feder des angesehenen katholischen Ökumenikers für Ostkirchenfragen, C.-J. Dumont OP. Darin erklärte er, er befürchte, daß die Einigung mit den orientalischen Kirchen eher in weitere Ferne rücke, weil es in Rom weithin noch an Verständnis fehle. Es nützt wenig, wenn man gewisse tiefe Glaubensunterschiede verharmlost und den Weg allmählicher Annäherung vorsieht. Das Ziel irritiert die Unterwerfung unter die Jurisdiktion des römischen Primats. Dieser ist heute etwas anderes als „die Führungsrolle des römischen Stuhles“, die von den alten Kirchen anerkannt wurde, wie das Ökumenismusdekret einleitend bemerkt (14, 1). Es ist schon wahr, was Wilhelm de Vries SJ in der „Orientierung“ (15./31. 8. 66) über „Die Glaubenseinheit und Glaubensverschiedenheit zwischen römischer und orthodoxer Kirche“ schrieb: „Der wichtigste und am schwersten zu überwindende Streitpunkt ist ohne Zweifel der über die Struktur der Kirche“ (eigentlich über das Verständnis des Heiligen Geistes, müssen wir hinzufügen), und „das Hauptproblem ist und bleibt, wie es möglich ist, den Orthodoxen die katholische Lehre vom Primat annehmbar zu machen“, vor allem durch die praktische Ausübung des Primats. Es fehlt also nicht an Einsicht in die notwendigen Vorleistungen der „Kirche von Rom“. Aber der besseren Einsicht der Konzilsmehrheit stehen manche ungunstigen Traditionen oder Gewohnheiten im Wege, deren Beseitigung sich das Gebet annehmen muß.

Besseres Verständnis

2. Diese Auffassung wird bestätigt durch die orthodoxen Stimmen zum Konzil (vgl. den ausführlichen Bericht in: Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 336—341). Demnach ist es völlig klar, daß die namhaften zitierten Theologen eine Überprüfung der Lehre wie der Praxis des Primates wünschen, daß sie aber auch durchaus bereit sind, der Kirche eines Johannes XXIII. gegenüber Selbstkritik zu vollziehen „und gewisse Punkte des Versagens der eigenen Kirche anzuerkennen“, besonders die Abhängigkeit und die Willfährigkeit gegenüber politischen Machthabern. Es wird auch zugegeben, daß die kanonische Trennung immer an der Oberfläche des kirchlichen Lebens bleibe und nie jenen tiefsten Bereich berühre, in welchem die Eucharistie die wahre Gemeinschaft in Christus bewahrt. Aber die Bereitschaft des Ökumenismusdekretes (15, 3), eine gewisse *Communio in sacris* mit den Orthodoxen zuzulassen, mißfällt, weil sie nicht mit den Häuptern der Ostkirchen vereinbart wird, sondern einen einseitigen Akt Roms bedeuten würde, vor dem seinerzeit auch Kardinal Lercaro gewarnt hatte. Dennoch lebt der sich anbahnende, obwohl noch nicht offiziell von der Panorthodoxen Konferenz beschlossene bzw. vorgesehene Dialog vom Bewußtsein der Gemeinschaft im Mysterium Christi. Die kritischen Vorbehalte gegenüber Rom haben weithin den Charakter eines Wunsches, Rom möchte doch die orthodoxen Anliegen besser verstehen und in der Frage des Primats etwas zurückstecken. Würde man orthodoxe Kirchenmänner fragen, so würden sie vermutlich den Inhalt dieser Gebetsmeinung bejahen, wenn *alle* Beteiligten dem Antrieb der Gnade folgen sollen, um die volle Gemeinschaft der katholischen, d. h. der lateinischen und der orientalischen Kirche zu erlangen.

Für diese Haltung liegt ein bemerkenswertes Zeugnis eines Theologen vor, der während des Zweiten Vatikanischen Konzils als orthodoxer Beobachter des Weltrates der Kirchen mit zu den schärfsten Kritikern der Kirchenkonstitution gehört hat, Nikos A. Nissiotis. In einem Vortrag über „Formen und Probleme des ökumenischen Dialogs“ (in: „Kerygma und Dogma“ Heft 3, 1966, S. 187—204) entwickelt er die These, daß in dem richtigen, auf Gleichberechtigung beruhenden ökumenischen Dialog „etwas Neues geschieht und daß dies eine Gnadengabe ist, die den Kirchen geschenkt wird. Die Gabe trägt die Wesensmerkmale der kirchlichen *Koinonia*“ (Gemeinschaft). Vorwiegend gegen die Theologen des Weltrates gewandt, warnt Nissiotis davor, diese gnadenhafte *Koinonia* zu definieren und ein neues ekklesiologisches Dokument auszuarbeiten, das den Weltrat „als eine neue Art von Kirche-Sein qualifiziert“. Er nennt es „das ständige Versagen von uns Christen und besonders von uns Theologen, weil wir oft unfähig sind, eine neue Gnadengabe zu empfangen und mit ihr zu leben, ohne daraus ein neues Objekt der Klärung durch Definition zu machen“. Auf den Dialog der römischen mit den orthodoxen Kirchen angewandt, der hier nicht ausdrücklich angesprochen wird, würde das heißen: Im Dialog der Theologen und mit ihrem Dialog ist ein hohes Maß pneumatischer Gemeinschaft zu erfahren und zu konsumieren, indem die Geistesgaben ausgetauscht werden. Es sollte aber nicht übermäßige Hoffnung auf definitonische Lösungen der bekannten Glaubensverschiedenheiten über die Struktur der Kirche, die Kollegialität der Bischöfe, der Epiklese bei der Wandlung in der Eucharistie oder

gar des Filioque gelegt werden. Mit schlichten Worten gesagt: es wäre vielleicht gut, sich in der Gemeinschaft des oft gesuchten Gespräches mehr von Einsichten des Heiligen Geistes führen zu lassen, wie das ja auf dem Konzil zu erfahren war, nicht aber fertige dogmatische Konzepte vorzulegen und zu vergleichen, obwohl auch das geschehen muß. Dann wäre nämlich in nuce oder richtiger: in der Gegenwart Christi die volle Gemeinschaft der katholischen Kirche existent und lebendig.

Vorrang des Pneumatischen

3. Das ist freilich noch nicht die volle Verwirklichung der „Einheit“ im römischen-rechtlichen Sinne. Es fragt sich aber angesichts des Substanzwandels des Ökumenischen und der offensichtlichen Verlagerung der Prioritäten, ob dieser rechtlichen Einheit ein zumindest zeitlicher und auch sachlicher Vorrang zuerkannt werden soll und darf. Wenn am Zweiten Vatikanum etwas unbestreitbar klar geworden ist, so das Hervorbrechen des Pneumatischen vor dem Kanonisch-Rechtlichen, des Ereignisses vor der Institution und Definition. Es besteht ja auch kein Zweifel daran, daß diese Wandlung nicht ganz freiwillig, sondern erst unter dem Druck der Weltereignisse oder der „Zeichen der Zeit“ erfolgt ist. Das Vorlaufen in die dynamische Existenz der Kirche als Mysterium des Volkes Gottes ist ja auch kein theologischer Aktivismus von Leuten, die für die Aufarbeitung der anstehenden theologischen Probleme keine Zeit mehr hätten. Diese Zeit muß man sich lassen, aber für das umfassende Zeugnis der vollen Gemeinschaft der katholischen Kirche bleibt keine Zeit mehr. Das Heute Gottes drängt. Man kann vom Standpunkt der kirchlichen Verwaltung her, wenn man unbedingt will, getrost sagen, die Verwirklichung der Konzilsdekrete werde „Jahrzehnte“ brauchen, jedenfalls so lange, bis die alte Generation ins Grab gesunken ist. Soziologisch gesehen ist das richtig. Aber dem Anspruch der Welt, das Zeugnis des Glaubens in der Sprache unserer Zeit jetzt zu hören, wird man damit nicht gerecht.

Es ist daher keineswegs eine persönliche Meinung, sondern Ausdruck für das verbreitete Empfinden vieler Ökumeniker in allen Lagern, ganz zu schweigen von den Laien, deren Geduld zu Ende geht, wenn Nissiotis in dem erwähnten Vortrag sagt: „Die Kirchen haben bereits die erste, enthusiastische Periode ihres Zusammenkommens hinter sich, und die Zeit kommt rasch näher, wo sie unmittelbar werden handeln müssen. Alle Arten von Abstraktionen und Allgemeinheiten können den ökumenischen Dialog zum Erliegen bringen, wenn sie in derselben Weise wie in der Vergangenheit noch ein oder zwei Jahrzehnte weiter gepflegt werden. Wir müssen konkrete Entscheidungen treffen und nicht unserem schwierigen Auftrag zu entgehen suchen, der in der Wiederherstellung der Kircheneinheit in einer vorwärtsschreitenden, mutigen, konkreten und raschen Weise besteht. Der Heilige Geist bewegt die Kirche auf dieses Ziel zu, und niemand, der Sein Wirken in der koinonia tön ekklesion erfahren hat, hat das Recht, seinen positiven Beitrag zu verweigern, denn damit würde er sich gegen das Charisma des Parakleten, das er der Kirche schenkt, wehren.“

Aus dem Munde eines orthodoxen Theologen ist diese Mahnung zur Eile um so ernster zu nehmen, da er sich ausdrücklich von der Gefahr eines Ausweichens in soziale Aktivität distanziert. Dabei unterschätzt er wohl die völlig neue Form der gemeinsamen charismatischen Verantwortung der Kirche für die Weltgestaltung bzw. die

Abwehr gefährlicher politischer und gesellschaftlicher Verirrungen dieses technischen Zeitalters, die von der Sorge um den Menschen und sein Heil bestimmt wird; sehr im Unterschied zu einem Metropoliten Nikodim, der an den sozialen Dialog mit Rom höhere Erwartungen auf die Wiederherstellung der Gemeinschaft knüpft (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 436 f.), sicher mit vollem Recht. Man sollte daher diese Gebetsmeinung bei dem derzeitigen Stand der gesamtökumenischen Entwicklung nicht auf kontroverstheologische Probleme einengen und Glaubensunterschiede hochspielen, wo das konkrete gemeinsame Glaubenszeugnis über die Herrschaft Christi in dieser Welt jetzt und heute gefordert ist.

Für die Arbeiterjugend in Lateinamerika. Missionsgebetsmeinung für November 1966

Zunächst fällt an dieser Gebetsmeinung auf, daß sie ausdrücklich als Missionsgebetsmeinung formuliert ist. Das entspricht nicht dem offiziellen kirchlichen Sprachgebrauch, wie er im Konzilsdekret über die Missionstätigkeit der Kirche vom 7. Dezember 1965 ganz bewußt und nach reiflichen Überlegungen festgelegt wurde. Dort heißt es (Nr. 6): „Gemeinlich heißen ‚Missionen‘ die eignen Unternehmungen, kraft deren die Boten des Evangeliums, von der Kirche gesandt, in die ganze Welt gehen und die Aufgabe der Verkündigung der frohen Botschaft wie der Einpflanzung der Kirche selbst unter den Völkern und Gemeinschaften vollziehen, die noch nicht an Christus glauben... Das eigentliche Ziel dieser missionarischen Tätigkeit ist die Evangelisierung und die Einpflanzung der Kirche bei den Völkern und Gemeinschaften, bei denen sie noch nicht Wurzel gefaßt hat.“ Und wenn es eingangs heißt: „Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch“, so ist auch hier dieses Wort nicht in jenem weiteren Sinn verwendet, der das Spezifische der missionarischen Tätigkeit zu verwischen geeignet wäre und darum von den Vätern abgelehnt wurde.

Es ist einsichtig, daß unser Gebet für die Arbeiterjugend Lateinamerikas, näherhin und genauer: unser Gebet, „daß durch die soziale Aktion der Christen die Arbeiterjugend Lateinamerikas vor dem Kommunismus bewahrt werde“, nicht als eine eigentliche Missionsintention im Sinn des Missionsbegriffs des konziliaren Dokumentes gelten kann. Lateinamerika ist, aufs Ganze gesehen, kein Missionsland, und bei mehr als einer Gelegenheit haben seine Bischöfe ihre Empfindlichkeit gezeigt, wenn es als solches betrachtet wurde. Man wird also annehmen müssen, daß die Gebetsmeinung am Sprachgebrauch des Konzils vorbeiformuliert wurde. Ist sie aber deshalb weniger richtig und weniger wichtig?

Missionsähnliche Situation

In der Tat kann man auch in altchristlichen Ländern von einer missionsähnlichen Situation sprechen. Man denke nur an das aufsehenerregende Schlagwort von „La France, pays de mission“, dem bald darauf eine ähnliche Aussage über Deutschland folgte. Das Konzil hatte seine guten Gründe dafür, das Wort „Mission“ für die Erstverkündigung des Evangeliums, die Einpflanzung und Wachstumsförderung der jungen Kirchen, zu reservieren. Aber es konnte unmöglich wollen, daß man diese Sprachregelung als Beruhigungsspiel auffassen sollte und meinen dürfte, in den altchristlichen Ländern sei schließlich doch alles in Ordnung. Vielmehr sollte das Besondere des Auf-